

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2015

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-30549-0

Fischer

Weiterführende Informationen finden Sie unter
www.fischerverlage.de

Eleanor Herman

Leidenschaft
im Dienste Ihrer Majestät
Königinnen und ihre Liebhaber

Aus dem Amerikanischen von
Ebba D. Drolshagen
und Karen Nölle-Fischer

Krüger Verlag

Deutsche Erstausgabe

Erschienen im Krüger Verlag, einem Unternehmen
der S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main
© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2006
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Einband: Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2006
ISBN-13: 978-3-8105-0932-1
ISBN-10: 3-8105-0932-9

Inhalt

Einleitung	7
1 Das Leben hinter Palastmauern	21
2 Die Königin nimmt sich einen Liebhaber	53
3 Die Königinnen im Mittelalter und die Frauen Heinrichs VIII.	69
4 Das 17. Jahrhundert Die Flucht aus dem goldenen Käfig	107
5 Russland im 18. Jahrhundert Die unkeuschen Kaiserinnen	157
6 Europa im 18. Jahrhundert Macht, Politik und Leidenschaft	226
7 Das 19. Jahrhundert Kühnheit und Schmach	285
8 Die Wende zum 20. Jahrhundert Der Kampf um Gleichberechtigung	311
9 Diana, eine Prinzessin mit vielen Liebhabern	333
10 Ehebruch und Staatsräson	350
Anmerkungen	357
Bibliographie	364

Einleitung

*Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden,
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl.*

Friedrich Schiller

Viele Jahrhunderte lang haben sich Europas Könige mit sinnlichen, großzügig entgoltenen Mätressen vergnügt. Zwischen dem 16. und dem 18. Jahrhundert konnte eine königliche Mätresse zur *maitresse en titre* ernannt werden und damit eine Stellung erlangen, die fast so offiziell war wie die eines Premierministers. Sie förderte die Künste, bezauberte ausländische Diplomaten, ernannte Minister und lenkte mitunter sogar die Außenpolitik. Oft waren ihre Gemächer luxuriöser als die der Königin, ihre Roben spektakulärer und ihr Schmuck kostbarer.

Offiziell wurde Ehebruch zu keiner Zeit und an keinem Ort akzeptiert, aber wenn sich der König eine Mätresse nahm, blieb eine Verurteilung häufig aus; er hatte aus Staatsräson eine plumpe ausländische Prinzessin ohne Charme und Ausstrahlung heiraten müssen, mit der ihn nicht das Geringste verband. 1662 heiratete der hoch gewachsene, attraktive Charles II. von England die winzig kleine Prinzessin Catherina von Portugal, die mit einem Pferdegebiss geschlagen war. Zum großen Kummer der Braut dachte Charles gar nicht daran, seine Geliebte aufzugeben, die außerordentlich sinnliche, rothaarige Barbara, Lady Castlemaine.

Er soll das damit begründet haben, dass er »kein Atheist sei, sich aber nicht vorstellen könne, dass Gott einen Mann dafür strafe, dass dieser ein bisschen Vergnügen nebenbei habe«.¹ Im Laufe der Jahre hatte Charles ausgesprochen viele Vergnügungen nebenbei – die elegante, dunkelhaarige Französin Louise de Kéroualle, die

couragierte Schauspielerin Nell Gwynn, die heißblütige, bisexuelle Italienerin Hortense Mancini, um nur einige zu nennen.

1660 wurde der gut aussehende Ludwig XIV. von Frankreich mit seiner Cousine ersten Grades, Prinzessin Marie-Thérèse von Spanien, vermählt, das kleinwüchsige Ergebnis einer seit Generationen betriebenen Inzucht. Sie hatte nicht den offenen Wahnsinn geerbt, mit dem einige ihrer Vorfahren geboren waren, aber Marie-Thérèses Auffassungsgabe war begrenzt, sodass sie am geistreichsten, elegantesten Hof Europas völlig verloren war. Zunächst tröstete Ludwig sich mit der ebenso scheuen wie hübschen Louise de La Vallière. Nach sieben Jahren stürmte er in die Arme von Athénaïs de Montespan, einer hinreißenden, goldblonden Löwin, die ihn dreizehn Jahre lang zu fesseln vermochte. Daneben hatte er zahllose weniger bedeutende Mätressen, darunter die große, rothaarige Prinzessin de Soubise sowie die atemberaubend schöne Blondine Marie-Angélique de Fontanges.

1725, kaum 15 Jahre alt, heiratete Ludwig XV. die 22-jährige, biedere polnische Prinzessin Maria Leszczyńska. Einziger Grund für die Ehe war, dass die Braut aus einer bekanntermaßen fruchtbaren Familie stammte. Ihr eigener Vater meinte, Maria sei eine der zwei langweiligsten Königinnen Europas, die andere war seine eigene Frau. Maria verbrachte die Vormittage mit Beten, die Nachmittage mit Handarbeiten, die Abende mit Kartenspiel. Ihr Mann, der zu einem geistreichen und kultivierten Bonvivant heranwuchs, blieb ihr acht Jahre lang treu, danach nahm er sich nacheinander vier Schwestern als Mätressen, auf die die gebildete Madame de Pompadour und schließlich die talentierte Prostituierte Madame du Barry folgten.

Prinzessinnen wurden dazu erzogen, die Untreue ihres künftigen Gatten mit bewundernswerter Nonchalance zu ertragen. Als der französische Thronfolger Charles Ferdinand, Herzog von Berry, 1820 einem Attentat zum Opfer fiel, war seine Gemahlin, die Herzogin Karoline von Bourbon-Sizilien, schwanger. Wenige Monate nach dem Tod ihres Gemahls besuchte Karoline eine Stadt, in der sich zwanzig arme Frauen mit der Bitte um Unterstützung an

sie wandten. Jede begründete das damit, dass sie von dem verstorbenen Herzog ein Kind erwarte. Herzogin Karoline dachte darüber nach und meinte dann, dass das durchaus möglich sei. »Zur fraglichen Zeit hielt sich mein Gemahl eine ganze Woche hier in der Gegend auf.«²

1717 bereiste der russische Zar Peter der Große zusammen mit Kaiserin Katharina, seiner gutmütigen Frau, mehrere europäische Hauptstädte. Am preußischen Hof schrieb Prinzessin Wilhelmina über die russische Kaiserin: »Ihr Gefolge bestand aus vierhundert so genannten Damen [...]. Nahezu jedes dieser Geschöpfe trug ein kostbar gekleidetes Kind auf dem Arm, und auf die Frage, ob es sich dabei um ihr eigenes Kind handele, antworteten sie, nicht ohne sich dabei nach russischer Sitte zu verbeugen und zu verneigen: ›Der Zar war so gütig, mir dieses Kind zu schenken.«³

Wo, fragt man sich, steckte die Königin, wenn ihr Mann mit seiner Mätresse lachte, flirtete und politische Entscheidungen traf? Nun, vielleicht erfüllte sie ihre vornehmste Pflicht gegenüber der Nation und sicherte die Erbfolge, indem sie so viele Königskinder produzierte, wie ihre überbeanspruchte Gebärmutter auszutragen vermochte. Möglicherweise lag sie betend auf den Knien und verwandte sich bei Gott für den Wohlstand ihres neuen Heimatlandes. Oder sie widmete sich den traditionellen Aufgaben einer Königin und gewährte den Armen Almosen und den Verurteilten Gnade. Wenn gar nichts anderes mehr half, gab es immer noch die Stickerei, eine Kunst, in der es viele vernachlässigte Monarchinnen zu hoher Meisterschaft brachten. Den meisten von ihnen wäre es dennoch nicht einmal im Traum eingefallen, es ihrem streunenden Gatten heimzuzahlen, indem sie selbst mit einem schneidigen Höfling unter die Decke schlüpfen. Diese Frauen mögen niemals die Leidenschaft ihres Gatten erregt haben, aber sie errangen zumindest seine Achtung.

Aber nicht alle europäischen Königinnen waren langweilig und fromm und hatten attraktive, kluge Ehemänner. In Dutzenden von Fällen traf das genaue Gegenteil zu: Schöne und intelligente Prinzessinnen wurden zur Ehe mit einem königlichen Monster ge-

zwungen – sadistisch, jähzornig, körperlich abstoßend, impotent, geistig zurückgeblieben, mitunter alles zusammen. Wenn sich dann vor ihren Augen ein Hofleben auftat, in dem es vor Testosteron in seinen erfreulichsten Erscheinungsformen nur so wimmelte, senkte so manche Königin den Blick keusch auf ihre Stickerei und sprach ein rasches *Gegrüßet seist du, Maria*, um die Versuchung abzuwehren. Viele andere aber schauten noch einmal hin, legten mit wild pochendem Herzen die Handarbeit beiseite, warfen den Rosenkranz zu Boden und nahmen sich einen Liebhaber.

Die Wahl der Königin fiel oft auf einen verwegenen General, die schiere Potenz in Stiefeln, dessen selbstsichere Schritte auf hochglänzendem Parkett ihre Knie vor Begehren beben ließen. Oft eroberte ein geistreicher Höfling, dessen Männlichkeit unter betörender Eleganz hervorschimerte, das Herz der Königin. Andere zogen einen Staatsmann vor, dessen intellektuelle Brillanz ihnen half, Macht über ihr Land zu erlangen – einige dieser Politiker trugen allerdings die Robe eines Bischofs oder Kardinals. Eine Kaiserin fand ihren Liebhaber in einem Kirchenchor. Der junge Adonis mit der Engelsstimme traf sie wie ein Blitz, und sie ordnete an, dass er ohne Umwege aus dem Haus Gottes in ihr Himmelbett zu verfrachten sei.

Jungfrau und Königin

Während Könige meinten, sich eine Mätresse nehmen zu müssen, um das Bild königlicher Potenz zu befördern, sollte die Königin dem Ideal der Mutter Gottes nacheifern. Keuschheit, Nachsicht, Geduld und Gehorsamkeit – das waren die Wesenszüge, die man von einer Königin erwartete.

Schon im fünften nachchristlichen Jahrhundert begann sich das Bild der jungfräulichen Mutter Gottes mit dem Bild der Königin als Mutter des weltlichen Herrschers zu vermischen. Beide, die Jungfrau Maria und die Königin, wurden oft mit einem Säugling porträtiert. Maria wurde häufig mit einer Krone und in einem Krö-

nungsgewand als Himmelskönigin dargestellt – obwohl natürlich die Mutter Gottes als Ehefrau eines Zimmermanns niemals solche Kostbarkeiten besessen hat. Und die Gemälde irdischer Königinnen stellen diese oft als von der Mutter Gottes gesegnet dar.

Im Mittelalter begann man, die Tage der Hochzeiten, Krönungen und Beisetzungen von Königinnen auf kirchliche Feiertage zu legen, die mit der Jungfrau Maria verknüpft waren, was die Parallelen zwischen den beiden weiter stärkte. Sicherlich wird keine zweite Königin so nachdrücklich mit dem Bild der Jungfrau assoziiert wie Elisabeth I. von England, die allerdings, Ironie der Geschichte, Protestantin war. Elisabeth war tatsächlich Jungfrau – soweit wir wissen. Möglicherweise hatte sie als Königin eine Liebesaffäre mit Robert Dudley, Earl of Leicester. Mit den Verehrern der späteren Jahre – Sir Walter Raleigh, Robert Devereux, 2. Earl of Sussex, Sir Thomas Heneage sowie Sir Christopher Hatton – ging sie mit Sicherheit keine intimen Beziehungen ein.

Diese jungfräuliche Königin setzte an die Stelle der verherrlichenden Madonnendarstellung die verherrlichende Darstellung ihrer selbst. Höflinge, die eine Generation zuvor das Bildnis der jungfräulichen Himmelskönigin angebetet hatten, verneigten sich jetzt vor dem Konterfei der jungfräulichen Königin von England. Elisabeth übernahm sogar Symbole, die in der religiösen Kunst traditionell der Mutter Gottes zugeordnet waren: Mond, Phönix, Hermelin und Perle. Für das englische Volk war es kein Zufall, dass Elisabeth am 7. September, einen Tag vor Mariä Geburt, zur Welt kam und am 24. März, einen Tag vor Mariä Verkündigung, starb.

Obwohl Elisabeth sich in ihrer (behaupteten) körperlichen Unberührtheit ebenso wie in der Ikonographie der Jungfrau Maria annäherte, verwirrte ihre Ehelosigkeit ganz Europa. Das Ideal war, einer Jungfrau zu *gleichen*, nicht, eine zu *sein*. Viele hielten ihre Unberührtheit sowieso für eine Mär, ihrer Ansicht nach wollte die Königin nur ledig bleiben, um ihre Lust nicht auf einen Mann beschränken zu müssen. Während einige etwas zu laut über Eli-

sabeths unstillbares Begehren schwatzten und behaupteten, sie schlafe sogar mit den wenigen Schwarzen, die es in England gebe – sowie mit Männern, die für die außerordentliche Größe ihres Geschlechtsteils bekannt seien –, glaubten andere zu wissen, dass die arme Königin nur darum nicht heirate, weil sie wegen einer Anomalie ihrer Genitalien weder Geschlechtsverkehr haben noch schwanger werden könne. Dem venezianischen Botschafter in Frankreich beispielsweise hatte jemand erzählt, Elisabeths Menstruationsblut fließe nicht aus der üblichen Stelle, sondern aus einem Bein.

Der Grund für die Ehelosigkeit der Königin war vermutlich weder Frigidität noch Nymphomanie. Vielmehr dürften die tragischen Schicksale, die ihre Mutter und ihre Stiefmütter durch Heinrich VIII. erlitten hatten, bei ihr zu einem unüberwindbaren Schrecken vor der Ehe geführt haben. Dem Gesandten des Herzogtums Württemberg gestand sie einmal, sie wäre lieber eine unverheiratete Bettlerin als eine verheiratete Königin.⁴ Und dem französischen Gesandten vertraute sie an, allein bei dem Gedanken an die Ehe komme es ihr vor, als reiße man ihr die Eingeweide aus dem Leib.⁵

Als Elisabeth Anfang des 17. Jahrhunderts starb, hatte die Verehrung der Jungfrau Maria selbst in jenen Ländern nachgelassen, die nach der Reformation katholisch geblieben waren. Das führte zu einem Lebensstil, der weltlicher und weniger streng war und eine Königin als Menschen aus Fleisch und Blut akzeptierte. Sie war nicht mehr die gemeißelte Statue, die sich bei Gott als Fürsprecherin verwandte, sondern sie durfte auch Fehler und Eigenheiten haben. Aber die ineinander verwobenen Bilder von Jungfrau Maria und Königin, die seit einem Jahrtausend das gesellschaftliche Unbewusste geprägt hatten, blieben weiter lebendig, auch wenn sie im Alltag nicht mehr so prägnant hervortraten. Beide – Jungfrau Maria und Königin – gebaren den gesalbten Fürsten mit heiligem Vater, und so hinterließ eine Königin, deren Lebenswandel Zweifel an der Identität des Vaters dieses Sohnes erlaubten, bei den meisten guten Christen einen bitteren Nachgeschmack.

Die geheiligte Substanz

Das königliche Blut ging in aller Regel vom gekrönten Vater auf den Prinzensohn über – und zwar auf dem Umweg über eine Gebärmutter, in der das Kind neun Monate heranwuchs. Es war für die Reinerhaltung des Blutes von entscheidender Bedeutung, dass diese Gebärmutter nichts anderes in sich aufnahm als ebendiesen königlichen Samen. Denn nichts als der Mythos des Königsblutes sicherte Monarchen ihren Thron, verhinderte Bürgerkriege, hielt Feinde jenseits der eigenen Staatsgrenzen in Schach und sorgte dafür, dass ein abergläubisches Volk vor seinem Herrscher buckelte und die exorbitanten Steuern entrichtete, die er verlangte.

Dieser Mythos begann in dunkler Vorzeit, als ein kühner Krieger mit erhobenem Schwert in die Schlacht preschte und seine Feinde niedermetzte. Von seinen dankbaren Bewunderern zum König erwählt, besiegte er weitere Gegner, besänftigte eine rachsüchtige Gottheit und regierte weise – all das waren sichere Hinweise darauf, dass er von Gott erwählt war. In der trügerischen Hoffnung auf irdische Unsterblichkeit wollte der alternde Monarch sicherstellen, dass ein Teil von ihm – sein eigen Fleisch und Blut – nach seinem Tode weiterregieren würde. Was aber, wenn sein Sohn kränklich, weibisch, geistig zurückgeblieben war? Wie konnte er sein Volk überzeugen, dieses jämmerliche Exemplar von Männlichkeit als seinen König zu akzeptieren, statt einen unerschrockenen Krieger aus einer rivalisierenden Familie zu wählen?

So entstand der Mythos, dass das von Gott gewährte Thronanrecht eines Monarchen nicht in Intelligenz, gutem Aussehen oder Charakterstärke, sondern allein in seinem königlichen Blut begründet liegt und auf diese Weise an künftige Generationen weitervererbt werden kann. Wahr ist, dass dank dieses vermeintlich blauen Blutes die Macht oft genug friedlich vom Vater auf den Sohn übergehen konnte und der neue König nicht in blutigen Schlachten mit Keulen und Äxten bestimmt werden musste. Aber es hatte auch zahllose geistesranke Monarchen zur Folge, die vor sich hin sabberten und unmotiviert in meckerndes Lachen aus-

brachen, während sich Millionen von Untertanen in gottgleicher Verehrung vor ihnen verbeugten. So verrückt diese Könige sein mochten, der heilige Saft in ihren Adern, das geheiligte Blut ihrer Dynastie erhob sie über alle anderen Menschen und machte sie zum Herrscher von Gottes Gnaden.

Erst seit den späten zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts ist es möglich, den Vater eines Kindes durch eine Blutgruppenbestimmung wissenschaftlich zu ermitteln. Bis dahin gab es nur einen Weg, die Reinheit des königlich blauen Blutes über alle Generationen hinweg zu garantieren: Eine Königin musste ihrem Gemahl absolut treu sein. Die uralte Doppelmoral, die es Männern erlaubte, eine Geliebte nach der anderen zu schwängern, während ihre Ehefrauen Altartücher bestickten, gründete nicht in Frauenfeindlichkeit, sondern in der Biologie.

»Bedenken Sie die Bedeutung der Keuschheit des Weibes für die Gesellschaft«, mahnte der bekannte und äußerst geistreiche Gelehrte Dr. Samuel Johnson, der 1757 das erste englische Wörterbuch verfasste. »Der ganzen Welt Sittsamkeit hängt daran. Wir knüpfen einen Dieb auf, der ein Schaf gestohlen hat, die Unkeuschheit des Weibes hingegen raubt dem rechtmäßigen Eigentümer Schaf, Bauernhof und alles andere.«⁶

1695 warf Liselotte von der Pfalz, Schwägerin von Ludwig XIV., in einem ihrer Briefe die Frage auf, ob es auf der ganzen Welt wohl einen Monarchen gebe, der nur seine eigene und keine andere Frau liebe? Würden ihre Gemahlinnen, so Liselotte weiter, hierin das gleiche Leben führen wie sie, könnte niemand mehr sicher sein, dass ihre Nachkommen die wahren Erben ihrer Ehemänner seien. Sie bezog sich dabei auf eine junge Verwandte, die Ehebruch begangen hatte, und tadelte sie mit den Worten, die Herzogin habe doch wissen müssen, dass die Ehre einer Ehefrau darin bestehe, sich nur ihrem Angetrauten hinzugeben. Für diesen sei es keine Schande, eine Mätresse zu haben, wohl aber, Hörner aufgesetzt zu bekommen.⁷

Wenn man bedenkt, welche immense Bedeutung der königlichen Abstammung beigemessen wurde, ist es erheiternd, dass es

an Europas Höfen vor außerehelichen Kindern nur so wimmelte, und das waren nicht nur Kinder des Königs, sondern auch der Königin. Im letzteren Falle trugen die Kinder den Namen des Herrscherhauses und wurden auf der Grundlage einer Ahnenreihe, die in Wahrheit nicht die ihre war, mit anderen Königsfamilien vermählt. Aber im Falle von Königskindern gab es tatsächlich Wichtigeres als ihr »echtes« blaues Blut, und das war das Eigeninteresse des Monarchen. Viele Könige erkannten ein Kind als das ihre an, obwohl sie sicher wussten, dass sie nicht sein leiblicher Vater waren. Das geschah, um den Status seiner älteren Kinder, an deren Legitimität er keinen Zweifel hatte, nicht zu gefährden. Wenn ein König zeugungsunfähig war, konnte es durchaus geschehen, dass die höfische Machtelite die Königin zu einem außerehelichen Kind drängte, um den Thron und damit ihre eigenen Interessen zu sichern.

Zum Glück setzte die völlige und unwiderrufliche Desillusionierung der Königin durch ihren Ehemann in den meisten Fällen erst nach der Geburt eines Thronfolgers ein. Damit war die wichtigste Aufgabe der Königin erledigt, folglich schien es unangebracht, internationales Prestige aufs Spiel zu setzen, die eigene Nation in Turbulenzen zu stürzen und die Legitimität aller königlichen Nachkommen in Zweifel zu ziehen, nur um ein einziges Kuckuckskind aus dem königlichen Nest zu werfen. Im frühen 19. Jahrhundert kam der jüngste Sohn von König Johann VI. und Königin Carlota Joaquina von Portugal zur Welt. Er sah, im Gegensatz zu seinen beiden Eltern, außerordentlich gut aus und war einem attraktiven Gärtner in der Sommerresidenz der Königin wie aus dem Gesicht geschnitten. Aber von einigem Getuschel hinter bemalten Fächern abgesehen wurde dies mit keiner Silbe erwähnt.

In jüngster Zeit haben Prinzessin Dianas Seitensprünge für Zweifel an der Vaterschaft ihres 1984 geborenen zweiten Sohnes, Prinz Harry, gesorgt. Als Prinz Charles den ersten Blick auf das Neugeborene warf, soll er über dessen rote Haare entsetzt gewesen sein. Diana hat mehrfach erwähnt, dieser Moment sei für sie das